

Musikalisch und philosophisch leben

«Über Russlands Schönheit weinend» – der Schriftsteller Boris Pasternak entging Stalins Terror und endete doch tragisch

ULRICH M. SCHMID

Fast vollkommen unbemerkt von den deutschsprachigen Feuilletons hat die Slawistin und Übersetzerin Christine Fischer eine wunderbare dreibändige Ausgabe der Werke von Boris Pasternak (1890–1960) vorgelegt. In einer sorgfältigen Auswahl werden exquisite Gedichte, kunstvoll gestaltete Erzählungen, die autobiografische Prosa und eine Reihe wichtiger Briefe präsentiert.

Dem westlichen Leser ist Pasternak vor allem als Autor des Romans «Doktor Schiwago» bekannt, für den er 1958 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Nach einer beispiellosen Hetzkampagne in der sowjetischen Presse verzichtete Pasternak auf die Auszeichnung und starb kurz darauf.

Metaphysische Einsichten

Wie kaum ein anderer russischer Schriftsteller führte Pasternak eine kompromisslos ästhetische Existenz. Er stammte aus einer der berühmtesten Künstlerfamilien Moskaus. Sein Vater hatte sich als Künstler und Grafiker internationale Anerkennung erworben. Die Mutter war eine gefeierte Konzertpianistin. Im Elternhaus traf der junge Pasternak Grössen des Kulturlebens wie Leo Tolstoi, Alexander Blok, Rainer Maria Rilke und Alexander Skrjabin.

Zunächst wollte Pasternak eine Karriere als Musiker einschlagen. Er gab diesen Plan allerdings auf, weil er nicht über das absolute Gehör verfügte. Anschliessend wandte er sich der Philosophie zu und studierte im Sommersemester 1912 in Marburg bei den Neukantianern Hermann Cohen und Nicolai Hartmann. Cohen schlug Pasternak sogar vor, eine akademische Karriere zu verfolgen. Der Dichter weigerte sich jedoch mit dem Hinweis darauf, dass er eine Arbeit verabscheue, die nichts mit «Weiblichkeit» zu tun habe.

In einem gewissen Sinn ist Pasternaks Konzentration auf die Lyrik eine indirekte Weiterführung sowohl des musikalischen als auch des philosophischen Lebensprojekts. Pasternak versuchte seine metaphysischen Einsichten in eine poetische Diktion zu bringen. Schreiben wurde ihm dabei nachgerade zur existenziellen Notwendigkeit. Im Jahr 1912 verfasste er ein virtuos Gedicht, das wie eine Fuge aufgebaut ist: «Im Februar gilt: Tinte weinen / Und lauthals schreiben, ungehemmt, / Solang der Schneematsch grollt und schäumend / Als rabenschwarzer Frühling brennt.»

Gleichzeitig kreierte seine literarische Arbeit immer auch um die eigenen Schaffensbedingungen. Mit terminologischer Präzision legte Pasternak gleich

mehrere philosophische Gedichte mit den Titeln «Definition der Poesie», «Definition der Seele» und «Definition des Schaffens» vor. Programmatisch bestimmt Pasternak seine Lyrik nicht als harmonischen Wohlklang, sondern als Provokation und Dissonanz: «Ein Pfiff, jäh anschwellend und dreist / Eis im Fluss, aneinanderprallend / Und die Nacht, die das Blatt vereist, / Und Duell zweier Nachtigallen.»

Dieses Sprachideal hätte Pasternaks Lyrik durchaus in die Nähe des tonangebenden Futurismus rücken können. Allerdings grenzte sich Pasternak schon früh vom führenden Skandaldichter Wladimir Majakowski ab, dessen gewagte Reime er zwar bewunderte, aber wegen ihrer Effekthascherei ablehnte. Sich selber verordnete Pasternak eine «straffere» Schreibweise. Dabei ging es ihm jedoch um mehr als einen dichterischen Ausdruck philosophischer Gedanken. Er legte besonderen Wert auf die musikalische und intellektuelle Aura, die von den Begriffen erzeugt wird.

Seine Cousine Olga Freudenberg, die ihm zeit seines Lebens eine wichtige Gesprächspartnerin war, beschrieb diese Besonderheit in ihrem Tagebuch: «Mich erregte und begeisterte der weite Raum, den seine tiefen, gedankenreichen und neuartigen Worte eröffneten. Eine neue Welt tat sich auf, unverständlich, aber begeisternd, ich suchte gar nicht erst das genaue Gewicht und die Bedeutung jedes Satzes zu erfassen, ich konnte auch Unverständliches lieben. Das Neue, Weite, in Rhythmus und Geist Verwandte führte mich fort vom Gewohnten an den Rand der Welt.»

Stilmittel der Metonymie

Der Sprachwissenschaftler Roman Jakobson hat in einem berühmten Aufsatz darauf aufmerksam gemacht, dass Pasternaks wichtigstes Stilmittel die Metonymie ist. Der Lyriker bevorzugt das uneigentliche Sprechen, die literarische Bedeutung wird vom Abstrakten auf das Konkrete verschoben.

So geben etwa Landschaftsbeschreibungen nicht die Natur, sondern den Geisteszustand des beobachtenden Menschen wieder. Der Dichter erschafft eine Welt, in der Subjekt und Objekt letztlich ununterscheidbar werden: Das Leben ist erst wirklich und erfahrbar, wenn es auch sagbar wird. Genau diese Verbindung bildet den tieferen Sinn des Titels von Boris Pasternaks Gedichtband «Meine Schwester – das Leben», in dem die Wirklichkeit durch intensive Spracharbeit zur intimen Verwandten erhoben wird.

Pasternaks ambitioniertes dichterisches Lebensprojekt hat eine Reihe stau-



Ein staunenswerter Künstler, blind für die politischen Realitäten: Boris Pasternak. ALAMY

nenswerter Kunstwerke hervorgebracht. Allerdings blieb er gleichzeitig für die politische Realität von Stalins Terror blind. Bewusst war er nach der Oktoberrevolution seinen Eltern nicht ins britische Exil gefolgt, sondern in Sowjetrussland geblieben. Auf dem Ersten Schriftstellerkongress 1934, an dem die russische Literatur gleichgeschaltet wurde, trat Pasternak mit der Erklärung auf, sein Schaffen werde von der «fruchtbaren Liebe zur Heimat und zu den heutigen allergrössten Menschen» getrieben.

Wie um den Tatbeweis für diese Aussage anzutreten, veröffentlichte er im Jahr 1936 in der Regierungszeitung «Iswestija» zwei Stalin-Oden. Er unter-

schrrieb auch offene Briefe des Schriftstellerverbands, in denen die Erschiesung von Sinowjew, Kamenew, Pjatakow und Radek gefordert wurde. Der britische Philosoph Isaiah Berlin hielt nach einem Gespräch mit dem Dichter befremdet fest, dass der «finstere Albtraum von Verrat, Säuberungen und Massakern an Unschuldigen» für Pasternak ein «notwendiges Vorspiel zu einem unerhörten Sieg des Geistes» darstelle.

Pasternak überlebte den Grossen Terror nur, weil Stalin persönlich seine schützende Hand über ihn hielt. Allerdings konnte er nur wenig veröffentlichten und zog sich auf das sichere Gelände der literarischen Übersetzung

(Shakespeare, Goethe) zurück. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg schuf Pasternak die Kunstfigur des Doktor Schiwago, der einen sprechenden Namen trägt: Er ist der Arzt des «Lebendigen». Zunächst schrieb er aus der Perspektive dieses Alter Ego eine Reihe berühmter Gedichte, die er später auch in seinen preisgekrönten Roman aufnahm. Im Zentrum steht dabei die Parallele zwischen der Passion Christi und dem schwierigen Lebensweg des Arztes, der in die Wirren der Revolution gerät.

Ironie des Schicksals

Es mutet wie eine Ironie des Schicksals an, dass Pasternak sich selbst durch seine literarische Phantasie unwillkürlich in ein ähnliches Martyrium begab. Im Januar 1953 erlitt er einen schweren Herzinfarkt.

Pasternak verarbeitete diese Nahtoderfahrung zunächst in einem Brief, später in einem Gedicht. Erst im Angesicht des Endes erschliesst sich dem Sterbenden die Intensität des Lebens, wenn er betet: «Herr, ich danke Dir dafür, dass Du die Farben so satt aufträgst, dass Du Leben und Tod so gemacht hast, dass Deine Sprache Erhabenheit und Musik ist, dass Du mich zum Künstler gemacht hast, dass Schöpfung Deine Schule ist, dass Du mein ganzes Leben auf diese Nacht vorbereitet hast.»

Pasternak erholte sich von der Krankheit – allerdings traf ihn kurze Zeit später die Nobelpreisaffäre mit noch heftigerer Wucht. Aber auch in dieser dunklen Zeit verlor er seinen Zukunftsoptimismus nicht, den er allzu lange in die Nähe der kommunistischen Utopie gerückt hatte.

Im Gedicht «Der Nobelpreis» schrieb er: «Was beging ich an Gemeinem, / Ein Verbrechen, einen Mord? / Über Russlands Schönheit weinen / liess ich alle durch mein Wort. / Jetzt beinah im Grabe liegend, / Glaub ich an die neue Zeit: / Über finstere Mächte siegen / Wird der Geist der Menschlichkeit.»

Boris Pasternak: Meine Schwester – das Leben. Werkausgabe Band 1: Gedichte, Erzählungen, Briefe. Herausgegeben von Christine Fischer. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2015. 329 S., Fr. 35.90.

Boris Pasternak: Zweite Geburt. Werkausgabe Band 2: Gedichte, Erzählungen, Briefe. Herausgegeben von Christine Fischer. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2016. 477 S., Fr. 35.90.

Boris Pasternak: Wenn es aufklart. Werkausgabe Band 3: Gedichte, Erzählungen, Briefe. Herausgegeben von Christine Fischer. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2017. 599 S., Fr. 36.90.

Drei Tote und ein Krokodil

Sein Romanheld fährt Taxi in Tel Aviv und soll plötzlich einen Mordfall lösen. Assaf Gavron zeigt Israels Gesellschaft durch ein farbiges Kaleidoskop

TOBIAS KRAUSE

Haifa 1946: Der Kampf gegen die britischen Mandatstruppen spitzt sich zu. Dem jüdischen Untergrund erscheint vor allem die Auspeitschung als entwürdigende Strafpraxis der Besatzer. Jene «achtzehn Hiebe», die Assaf Gavrons Roman den Titel geben, rufen den Zorn der «Etzel» hervor. Britische Soldaten werden entführt und ihrerseits mit Peitschenschlägen in gleicher Zahl schmerzhaft erniedrigt, was auch weltpolitisch nicht folgenlos bleibt.

Gavron entfaltet vor diesem Hintergrund einen Kriminalroman, der auch als Metapher für das israelisch-palästinensische Verhältnis gelesen werden kann. Zwei britische Soldaten und zwei jüdische Frauen erleben 1946 in Palästina als junge Paare Freundschaft, Liebe und Leidenschaft, bevor sie sich Jahrzehntelang aus den Augen verlieren und erst 2013 ein Wiedersehen in Israel feiern. Kurz darauf sind drei von ihnen tot,

und wir ahnen, dass es damals nicht nur Eintracht, sondern auch Eifersucht und Verrat zwischen den vier Menschen gegeben haben muss. Nun, nach 66 Jahren, wird abgerechnet.

Quer durch Israels Gesellschaft

Gavron nimmt hier den Faden seines Romans «Ein schönes Attentat» von 2008 wieder auf. Dessen Protagonist Eitan Einoch, genannt «Krokodil», hatte in kurzer Folge drei Selbstmordattentate überlebt und war zu einem medialen Ruhm gelangt, der seine Existenz ruinierte. Im neuen Werk ist Einoch ein Gescheiterter der High-Tech-Branche, der inzwischen als Taxichauffeur in Tel Aviv tätig ist.

Krokodil nutzt seinen Job für kleine Geschichtslektionen, indem er die Fahrgäste fragt, was sie mit den Namensgebern israelischer Strassen anfangen können: Arlozorov? Bialik? Nachalat Binjamin? Als aber die betagte Lotta

Perl auf seiner Rückbank Platz nimmt, bekommt der Quizmaster selbst Nachhilfe über jenes Jahr 1946 – und mutiert zum Detektiv mit Taxameter. Lotta bitet Eitan, den mutmasslichen Mord an Edward O'Leary aufzuklären, Ire, ehemaliger Soldat der Mandatstruppen und Liebe ihres Lebens. Es bleibt nicht der einzige Todesfall, und der Taxifahrer gerät vollends in den Sog von Geschichte, Verdacht und Gewalt.

Gavron eine Kriminalgeschichte, die durch Perspektivwechsel und Rekapitulationen zwar komplex, aber verständlich und spannend bleibt. En passant fächert er die israelische Gesellschaftstypologie auf: Sepharden und Aschkenasim, Orthodoxe, Hipster, Homosexuelle und Russen, Siedler, Araber als Yogalehrer im Altersheim, philippinische Pflegekräfte und afrikanische Arbeiter laufen durchs Bild, während Krokodil an dem Kriminalfall arbeitet, seine gewohnte Arbeit fortsetzt und durch ein Privatleben als Geschiedener, Hobbyboxer

und Schawarma-Gourmand navigiert. Er dekliniert den Topos Hiebe/Schläge durch alle Lebensbereiche, von den Auspeitschungen über Hiebe beim Sex und beim Boxen bis zum Herzschlag, lässt aber auch die Zärtlichkeit nicht aus. Gavron kann eine Geschichte in plausiblen Dialogen vorantreiben, Komik bis hin zum Slapstick erzeugen und bewusst mit Klischees des Krimi-Genres spielen.

Nicht ohne Schwächen

Doch «Achtzehn Hiebe» hat auch Schwächen. Einem Greis soll es gelingen sein, per Linienflug eine Pistole zerlegt und im Rahmen seines Rollstuhls verborgen ausgerechnet nach Israel zu befördern? Eine Zweiundachtzigjährige kann sich an jedes noch so kleine Detail der vergangenen Tage erinnern? Als hätten den Autor selbst Zweifel an der Plausibilität seiner Erzählung beschlichen, versucht er, einfach alles zu belegen – und erreicht so mitunter das

Gegenteil. Manche Wiederholungen wirken redundant – wenn etwa eine Romanfigur die frühere Schilderung einer anderen eins zu eins wiederholt oder die Story der drei Anschläge, die das Krokodil überlebte, mehrfach aufgewärmt wird.

Der Tonfall ist bewusst umgangssprachlich, und in der direkten Rede wird beinahe jedes «wegen» von einem Dativ geziert. Fast Food wird grundsätzlich «verschlungen», jemand kann im Rollstuhl «entlangwandern», Augen nehmen einen Ausdruck «babyhafter Durchtriebenheit» an, und vor allem im Bett wechselt sich gelungene mit eher unfreiwilliger Komik und Kitsch ab. Für Fans des Krokodils ist «Achtzehn Hiebe» sicher ein Muss, für andere taugt Gavrons Krimi gut als Lektüre während eines Fluges nach Israel.

Assaf Gavron: Achtzehn Hiebe. Aus dem Hebräischen von Barbara Linner. Luchterhand-Literaturverlag, München 2018. 416 S., Fr. 30.90.